

A close-up photograph of a man in a dark tuxedo with a white shirt and a dark bow tie. A single red rose is pinned to his lapel. He is sitting in a chair with ornate gold-colored armrests. The lighting is dramatic, highlighting his hands and the texture of the fabric.

ARIZONA
MOORE

*Ray of
Hope*

GRACE & MATEO



Arizona Moore
Ray of Hope: Grace & Mateo

© 2021 Plaisir d'Amour Verlag, D-64678 Lindenfels

www.plaisirdamour.de

info@plaisirdamourbooks.com

© Covergestaltung: Sabrina Dahlenburg (www.art-for-your-book.de)

© Coverfoto: Shutterstock.com

ISBN Print: 978-3-86495-493-1

ISBN eBook: 978-3-86495-494-8

Die Personen und die Handlung des Romans sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten oder lebenden oder verstorbenen Personen wären rein zufällig.

Dieser Roman darf weder auszugsweise noch vollständig per E-Mail, Fotokopie, Fax oder jegliches andere Kommunikationsmittel ohne die ausdrückliche Genehmigung des Verlages oder der Autorin weitergegeben werden.

- Kapitel 1
- Kapitel 2
- Kapitel 3
- Kapitel 4
- Kapitel 5
- Kapitel 6
- Kapitel 7
- Kapitel 8
- Kapitel 9
- Kapitel 10
- Kapitel 11
- Kapitel 12
- Kapitel 13
- Kapitel 14
- Kapitel 15
- Kapitel 16
- Kapitel 17
- Kapitel 18
- Kapitel 19
- Kapitel 20
- Kapitel 21
- Kapitel 22
- Kapitel 23
- Kapitel 24
- Kapitel 25
- Kapitel 26
- Kapitel 27
- Kapitel 28
- Kapitel 29
- Kapitel 30
- Kapitel 31
- Kapitel 32
- Kapitel 33
- Kapitel 34
- Kapitel 35
- Kapitel 36

- Epilog
- Autorin

• Kapitel 1

Grace

Ich liebe den Herbst und ich liebe Halloween. Der Herbst ist die mit Abstand schönste Jahreszeit. Die Natur ist einfach ein Traum, wenn sich die Blätter an den Bäumen rostbraun verfärben, die Vogelschwärme zum Überwintern in den Süden fliegen und das Laub den grauen Asphalt der Straßen bedeckt. Die Hitze des Sommers verliert mit jedem Tag an Kraft, sodass man die Wohnung endlich wieder verlassen kann, ohne dass einem der Schweiß auf der Stirn steht. Der Herbst ist die perfekte Vorbereitung auf den Winter, meine zweitliebste Jahreszeit, weil man das Wohnzimmer mit Kerzen und Teelichtern dekorieren und die Abende mit Serien und Büchern auf der Couch verbringen kann.

Ich bin ein absoluter Bücherwurm und Serienjunkie. Meine Leidenschaft ist so stark ausgeprägt, dass ich in meiner Wohnung eine kleine Bibliothek errichtet habe, in der sich die Bücher mittlerweile bis unter die Decke stapeln. Am liebsten lese ich Geschichten aus dem Genre Fantasy. Die Harry-Potter-Reihe ist mein absolutes Lesehighlight. Ich habe die Bücher schon so oft durchgewälzt, dass ich fast jedes Wort auswendig kenne.

Außerdem bin ich ein Kreativ- und Do-it-yourself-Fan. Ein weiterer Grund, weshalb ich Halloween so sehr liebe. Das Reizvolle daran ist das Verkleiden. Einmal im Jahr schlüpft man in die Rolle seiner Wahl, streift das alltägliche Ich ab, verwandelt die Wohnung in eine Gruselhöhle und darf die Kinder aus der Nachbarschaft mit ungesundem Süßkram verwöhnen.

Als Jugendliche habe ich mich immer als Elphaba Thropp aus dem Musical *Wicked* verkleidet, da ich mich mit der

grünen Hexe des Westens so unglaublich verbunden gefühlt habe. Auch ich war, genau wie sie, zu Schulzeiten immer eine Außenseiterin.

Ich war nicht der typische Außenseiter mit Hornbrille, Latzhose und einer Zahnspange oder litt unter neurotischen Zwangsstörungen, ich war einfach ein stilles, in sich gekehrtes Mädchen, das sich in Tagträumen verlor, denn meine Fantasie half mir dabei, der Realität zu entfliehen und meine traurige Kindheit für ein paar Momente zu vergessen.

Im Nachhinein betrachtet, glaube ich, dass meine Fantasien ein von meinem Gehirn hervorgerufener Schutzmechanismus waren. Schließlich stellte ich mir jeden Tag vor, dass eine tolle Familie mit Kindern und einem Hund kommen und mich adoptieren würde. Doch nach Jahren des Hoffens begrub ich die Illusionen und hörte mit dem Träumen auf, denn je älter ich wurde, desto mehr schwanden die Chancen. Frauen und Männer, die sich ein Kind wünschen, bevorzugen süße, niedliche Babys und keine Jugendlichen in der Blüte ihrer Pubertät.

Nichtsdestotrotz habe ich mir jeden Abend beim Einschlafen vorgestellt, dass jemand kommen wird, der mich mit Liebe überschüttet und mit einem Gute-Nacht-Kuss ins Bett schickt. Anstatt mich in den Schlaf zu weinen und sauer auf das Leben zu sein, das mir ziemlich viele Arschritte verpasste, schwor ich mir, dass ich, sollte ich selbst irgendwann eine Familie gründen, all das nachholen würde, was mir versagt wurde. Meinen Kindern sollte es nie an Liebe und Geborgenheit mangeln. Ich würde dafür sorgen, dass sie, selbst wenn ich mal nicht mehr sein sollte, Menschen hätten, die für sie da sind und für sie eintreten, indem ich ihnen Taufpaten aussuche, die sich ihrer annehmen. Ich würde Geld sparen und ein Konto eröffnen, damit sie auch nach meinem Tod finanziell abgesichert sind. Der Pate muss kein enger Angehöriger, sondern kann

auch ein Freund oder Bekannter sein. Die Hauptsache ist, dass er oder sie meine Kinder auffängt.

Ich habe das Apartment, das ich mit meinem Freund Bram bewohne, für Halloween so gut wie fertig dekoriert und muss nur noch ein paar Spinnen basteln, die ich über der Wohnungstür aufhängen möchte. Aus dem Internet habe ich mir eine Bastelanleitung heruntergeladen, und als ich die Schere an das Papier ansetze, klingelt es an der Wohnungstür.

Neugierig lege ich das Werkzeug zur Seite. Ich erwarte keinen Besuch, und Bram ist, genau wie ich, ein Einsiedlerkrebs. Wir pflegen keine engen Freundschaften, das ist nicht unser Ding. Ganz gewiss sind wir keine asozialen Menschen, uns fällt es lediglich schwer, engere Verbindungen einzugehen oder uns anderen Menschen gegenüber zu öffnen. Das liegt vermutlich daran, dass wir schon oft enttäuscht wurden.

Keine Ahnung, vielleicht mangelt es uns an Menschenkenntnis, aber wir haben uns zu oft den falschen Leuten geöffnet, die uns nur eiskalt für ihre Zwecke ausnutzten und hinterher fallen ließen. Für meine Schulfreundinnen war ich nur wertvoll, solange ich sie meine Hausaufgaben abschreiben ließ. Und auch im Job musste ich die negative Erfahrung machen, dass Kollegen mir meinen Erfolg missgönnen, denn als ich vor ein paar Monaten zur Bereichsleiterin befördert wurde, fing das große Lästern an. Es wurde erzählt, dass ich den Posten nur bekommen hätte, weil ich mit dem Chef schlafen würde. Dass meine guten Leistungen honoriert wurden, zog niemand in Betracht.

Sobald wir Leute kennenlernen, halten wir sie auf Distanz. Wir pflegen nur oberflächliche Kontakte, damit wir unangreifbar sind und niemand unsere Gefühle verletzen kann. Ich denke, dass das ebenfalls ein Schutzmechanismus ist, um nicht von Menschen enttäuscht zu werden, in denen wir mehr sehen als sie vielleicht in

uns. Vermutlich sind wir auch zum Teil selbst schuld daran, dass wir wieder und wieder verarscht wurden. Immerhin haben wir beide nie gelernt, was Freundschaft bedeutet, wie man sie aufrechterhält und pflegt.

Ich verlasse das Wohnzimmer und öffne vorsichtig die Haustür. Leider hat die Tür keinen Spion, weshalb ich die Lage nicht vorher sondieren kann. Vermutlich ist es der Paketdienst, denn ich warte noch auf eine Amazon-Bestellung.

Anstatt jedoch, wie üblich, dem Paketboten gegenüber zu stehen, treffe ich auf einen großen Mann mit breitem Kreuz, löchriger Jeans und einem Kapuzenpullover. Eine Mütze hat er tief ins Gesicht gezogen. Mit der großen, schwulstigen Narbe auf der Wange, der schief sitzenden Nase, dem ungepflegten Ziegenbärtchen und der grimmigen Mimik sieht er Furcht einflößend aus.

„Ist Bram da?“ Ohne ein *Hallo* oder *Guten Tag* fällt er direkt mit der Tür ins Haus und schiebt seinen muskulösen Körper an mir vorbei in den Flur.

„Geht's noch? Ich kann mich nicht daran erinnern, Sie hereingebeten zu haben.“ Ich stemme die Hände in die Hüften, Empörung wegen der Dreistigkeit macht sich in mir breit. „Und nein, er ist noch auf der Arbeit. Kann ich Ihnen vielleicht weiterhelfen?“

Er mustert mich vom Scheitel bis zur Sohle und hebt die Mundwinkel zu einem Grinsen. „Keine Ahnung, Schätzchen. Kannst du mir geben, was Bram mir versprochen hat?“

Mir stellen sich die Nackenhaare auf, da mir sein stechender Blick durch Mark und Bein geht. Der Kerl hat eine Ausstrahlung, die nichts Gutes verheißt. Er trägt eine Menge Dunkelheit in sich, das spüre ich sofort.

„Die Frage kann ich nur beantworten, wenn Sie mir verraten, was mein Freund Ihnen versprochen hat.“

Missbilligend schmalzt er mit der Zunge. „Das geht dich einen Scheißdreck an, Püppchen. Richte deinem Stecher

aus, dass Carlos hier war. Wenn er nicht innerhalb der nächsten zweiundsiebzig Stunden liefert, ist er geliefert.“

„Geliefert?“, wiederhole ich geschockt. „Was meinen Sie damit?“

„Hast du was mit den Ohren? Ach egal.“ Er winkt ab. „Es wäre besser für dich, wenn du deine Nase aus Angelegenheiten raushältst, die dich nichts angehen. Damit fährst du sicherer. Wir sehen uns, Zuckerschnute.“ Er nickt mir lächelnd zu und verlässt das Apartment.

Mit zittrigen Fingern und weichen Knien schaue ich dem Typen hinterher, der mit großen Schritten den Flur durchquert und dann durch den Hauseingang unseres Mehrparteienhauses verschwindet. Schnell schließe ich die Wohnungstür und schiebe dann den Riegel des zusätzlichen Sicherheitsschlusses zu. Mir schlägt das Herz bis zum Hals.

Was war das für ein Kerl? Was wollte er von Bram und woher kennt mein Freund eine solch finstere Gestalt? Dieser Typ ist weder ein Arbeitskollege noch ein Bekannter. Wenn dem so wäre, wüsste ich das, denn Bram und ich haben keine Geheimnisse voreinander und erzählen uns alles. Oder etwa doch nicht?

Während ich im Flur stehe und meinen Puls mit langen Atemzügen zum Herunterfahren bewege, muss ich erkennen, dass der komische Besucher irgendwie zu Brams merkwürdigem Verhalten passt, denn in den letzten vier Wochen hat er sich um einhundertachtzig Grad verändert. Er ist ständig schlecht gelaunt, hat an allem etwas auszusetzen, kritisiert mich bei jeder Gelegenheit, zieht sich in sein Schneckenhaus zurück und ist wortkarg. Wenn ich ihn beispielsweise frage, wie sein Tag war, speist er mich mit einem knappen „Ganz okay“ ab. Bis jetzt habe ich mir keine Sorgen gemacht und sein fragwürdiges Verhalten darauf geschoben, dass jeder mal eine schlechte Phase durchmacht. Doch jetzt laufen meine Gedanken Amok.

Steckt Bram in Schwierigkeiten? Hat er Probleme? Ist er in etwas hineingeraten, aus dem er ohne Hilfe nicht mehr

herauskommt? Gibt es Probleme auf der Arbeit?

Sobald er zu Hause ist, werde ich ihn auf den seltsamen Besucher ansprechen und mich dieses Mal nicht mit unbefriedigenden Antworten abspeisen lassen.

Ich kehre ins Esszimmer zurück und setze mich wieder an den Tisch. Mein Herz rast noch immer, weshalb ich weiterhin versuche, mich zu beruhigen. Vielleicht hilft mir das Basteln beim Entspannen. Ich nehme die Schere und beginne damit, aus dem Tonkarton Spinnenkörper auszuschneiden. Doch nach einer Weile lasse ich die Schere auf den Tisch fallen, weil ich einfach nicht aufhören kann, an den mysteriösen Kerl von eben zu denken.

Wenn er nicht liefert, ist er geliefert.

Was hat das zu bedeuten? Schuldet Bram ihm Geld? Wenn ja, wofür? Meines Wissens hat er sich nirgendwo etwas geliehen, und sein Studienkredit ist auch schon lange abbezahlt.

Hat er angefangen zu spielen? Blackjack oder Poker? War der Kerl vielleicht ein Schuldeneintreiber? Diese Theorie wäre im Rahmen des Möglichen, immerhin ist Brams Vater ein stadtbekannter Spieler gewesen, der Haus und Hof verzockt hat. Vielleicht sind Süchte ja erblich? Obwohl, vorstellen kann ich es mir nicht. Bram hat seinen Dad für das Glückspielen verteufelt, weil er seine ganzen Ersparnisse fürs Studium gestohlen und im Casino auf den Kopf gehauen hat. Um trotzdem studieren zu können, musste Bram einen Kredit zu einem extrem hohen Zinssatz aufnehmen. Wieder und wieder hat er sich über seinen Vater und dessen Sucht bei mir ausgekotzt. Er würde sich eher ein Bein abhacken, als eine Spielhölle aufzusuchen.

Bram hat die gleichen Kurse wie ich am *Hunter College* in New York besucht. Als wir für ein Projekt der gleichen Gruppe zugeteilt wurden, haben wir uns kennengelernt und sofort gemerkt, dass wir auf einer Wellenlänge waren. Ich habe mich direkt mit ihm verbunden gefühlt, weil wir uns beide ohne Familie durchs Leben schlagen mussten. Bram

verlor seine Mom an den Krebs und seinen Dad an die Spielsucht.

Als ich fünf Jahre alt war, verlor ich meine Eltern bei einem Autounfall. Ein angetrunkenener Mann konnte seinen Wagen nicht kontrollieren und rammte das Auto meines Dads, woraufhin der Wagen über eine Leitplanke geschleudert wurde, eine Böschung herunterstürzte und in einen Fluss krachte. Bewusstlos ertranken meine Eltern in dem Wrack.

Die erste Zeit nach ihrem Tod verbrachte ich bei meinen Großeltern, doch mein Großvater war rasch der Meinung, zu alt für ein Kleinkind zu sein. Ich war für ihn und seine Frau, meine Stiefgroßmutter, ein Klotz am Bein, der sie in ihrer Freiheit beschnitt. Wenn sie dachten, ich würde friedlich in meinem Bett schlafen, beklagten sie sich, beschwerten sich über meine Anwesenheit, wie lästig und anstrengend es sei, mich weinen zu sehen oder in die Vorschule bringen zu müssen. Ihrer Ansicht nach waren Kinder kein Geschenk, sondern einfach nur nervig, und ich habe mich oft gefragt, wieso mein Großvater meinem Dad das Leben geschenkt hat, wenn er so gegen Kinder ist. Immer wenn ich mir diese Frage stellte, überkam mich ein Gefühl von Mitleid, das mir die Kehle zuschnürte, weil ich mir vorstellen konnte, was für eine unschöne Kindheit mein Dad gehabt haben musste. Bestimmt hat Grandpa ihm auch ständig das Gefühl gegeben, nicht willkommen zu sein. Zumindest ließ mich die Kälte, die er mir zuteilwerden ließ, nichts anderes schlussfolgern.

Daher überraschte es mich auch nicht, als er mir eines Tages offenbarte, mich in ein Kinderheim zu bringen. Auf dem Weg dorthin stellte ich mir das Waisenhaus als einen Ort vor, an dem Kinder den ganzen Tag Spaß haben, ihre Sorgen vergessen, miteinander spielen, lachen und geliebt werden. Jedoch hatte die Realität nichts mit dem schönen Bild gemein, das ich im Kopf hatte.

Statt glücklicher Mädchen und Jungen, die im Garten toben, Seil springen und Sandburgen bauen, erwartete mich der trostloseste Ort, den ich je gesehen hatte. Den Heimangestellten mangelte es scheinbar an Motivation. Sie hatten weder Lust, sich mit uns zu beschäftigen, noch sich unseren Problemen anzunehmen. Jede Frage, die wir stellten, war eine zu viel und wurde mit einem genervten Aufstöhnen oder Augenverdrehen kommentiert. Anstatt mit uns zu malen oder zu basteln, verbrachten die Betreuer ihre Schichten lieber Zigaretten rauchend auf dem Hof.

Wir mussten uns zu zehnt ein viel zu kleines Zimmer teilen und Bestrafungen waren an der Tagesordnung. Wenn wir zum Beispiel das Mittagessen nicht restlos aufaßen, bezogen wir Prügel mit dem Rohrstock. War das Bett nicht gemacht, hagelte es Ohrfeigen, und kam man zu spät nach Hause, wurde man für mehrere Stunden in einen dunklen Kellerraum gesperrt. Es war, nach dem Verlust meiner Eltern, die härteste Zeit in meinem Leben, aber ich habe sie durchgestanden.

Ich war ziemlich gut in der Schule, und dank meiner herausragenden Leistungen konnte ich ein Stipendium für ein Studium an einem College ergattern. Die Förderung war meine Chance, dem Waisenhaus zu entkommen. Der Abschied fiel mir nicht sonderlich schwer, denn ich weinte niemandem eine Träne nach. Als der Tag gekommen war, an dem ich endlich den Schulabschluss in der Tasche hatte, nahm ich meine Koffer, kehrte Wentzville in Missouri den Rücken und fand sowohl im Big Apple als auch in Bram ein neues Zuhause.

Das Studium der Sozialpädagogik schloss ich als Jahrgangsbeste ab. Man bot mir Stellen als Streetworkerin, Schulsozialpädagogin, Heimleiterin und beim Amt an. Ich konnte mir den Job aussuchen, und schnell stand die Entscheidung fest, beim Jugendamt anzufangen. Heute ist es meine Mission, Kindern, die ebenso wie ich zu Waisen wurden oder kein liebevolles Elternhaus haben, in

passende Familien zu vermitteln. Das ist meine Erfüllung, das ist meine Art, mit meinem eigenen Schicksal umzugehen. Bram entschied sich für eine Laufbahn als Suchtberater und unterschrieb einen Vertrag bei einer kirchlichen Institution, um Abhängigen wieder auf den richtigen Weg zu helfen.

Vielleicht war der Kerl, der gerade hier war und sich nach Bram erkundigt hat, ein Klient, der auf einen Platz im Methadonprogramm wartet. Das würde zumindest sein aggressives Verhalten erklären. Außerdem wäre das nicht das erste Mal, dass einer seiner Schützlinge hier aufkreuzt und Ärger macht. Das passiert zwar nicht allzu häufig, ist aber schon vorgekommen. Erst neulich wurde Bram auf dem Nachhauseweg mit einem Messer bedroht, weil er einen Vater, der im Alkoholrausch seine Kinder verprügelt hatte, bei mir angezeigt hat.

Als ich es im Flur poltern höre, werde ich aus meinen Gedanken gerissen. Schnell schiebe ich die Spekulationen um Bram und seine permanente schlechte Laune zur Seite und verlasse das Esszimmer.

Bram ist nach Hause gekommen. Wie üblich kickt er sich die Boots von den Füßen und pfeffert seine Aktentasche in die Ecke. Dann zieht er sich die Jacke aus und wirft sie achtlos über den Garderobenständer. Ohne mich zu begrüßen oder mich auch nur anzusehen, zieht er an mir vorbei, geht in die Küche und nimmt sich eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank.

Ich folge ihm und lehne mich gegen den Türrahmen. „Hallo, Schatz, wie geht es dir? Hattest du einen stressigen Tag auf der Arbeit? Wenn du willst, koche ich uns etwas Leckeres, oder hast du bereits andere Pläne?“, frage ich ihn, stoße mich von der Tür ab und gehe auf ihn zu, um ihn zu küssen.

Als ich direkt vor ihm stehe, mich auf die Zehenspitzen stelle, weil er mich um zwei Köpfe überragt, und die Lippen spitze, schiebt er mich an den Schultern von sich, führt die

Flasche an seinen Mund und leert sie mit einem Zug. Seufzend sinke ich wieder auf die Fußballen zurück.

Was ist bloß los mit ihm? Dass wir schon eine halbe Ewigkeit nicht mehr miteinander geschlafen haben, kann ich irgendwie verschmerzen, aber dass er mich nicht einmal mehr küssen will, trifft mich härter, als eine Ohrfeige es je könnte.

Ich gebe zu, dass wir nicht das aufregendste Sexleben haben, ich gern öfter etwas Neues ausprobieren würde, aber mit meinen Wünschen meistens auf der Strecke bleibe. Es ist ja nicht Brams Schuld, dass ich nicht zum Höhepunkt komme. Der weibliche Körper ist kompliziert, und nicht jede Frau ist dazu in der Lage, sich fallen und gehen zu lassen. Ich gehöre dazu. Nichtsdestotrotz gefällt es mir, wenn Bram mich streichelt, meine Klitoris mit dem Daumen massiert oder meine Nippel mit dem Mund verwöhnt. Das löst ein warmes Gefühl in meinem Inneren aus, und das ist mir genug. Man muss keine Orgasmen haben, um sich miteinander verbunden zu fühlen, und mir fehlt seine Nähe.

„Was beschäftigt dich, Liebling?“, hake ich vorsichtig nach und schlucke die Enttäuschung wegen der Zurückweisung herunter. „Du kannst immer mit mir reden. Gibt es Probleme im Job?“

„Wenn ich doch nur Probleme im Job hätte.“ Er lacht und holt sich ein weiteres Budweiser aus der Kühlung. „Ich wurde gekündigt, Grace. Die Kirche muss wegen ausbleibender Spenden, du weißt ja, dass sie sich ausschließlich aus Zuwendungen finanziert, Kosten einsparen. Deshalb wurde meine Stelle wegrationalisiert. Ich bin denen zu teuer.“

Oh. Mein. Gott. Mir bleibt die Spucke weg, weil ich nicht glauben kann, was er da sagt. Bram ist arbeitslos?

Wut macht sich in mir breit, weil ich die Kündigung nicht verstehe. Die katholische Kirche zahlt Monat für Monat Schweigegeld und Alimente an Frauen, die Kinder mit

Priestern haben, oder gibt die Kohle für protzige Marienfiguren, Wandmalereien oder Gewänder aus. Aber für Brams Arbeit, die wirklich wichtig ist, soll plötzlich kein Geld mehr da sein? Das ist nicht fair, denn er liebt seinen Job über alles. Er schiebt, ohne sich zu beschweren, Überstunden, ist vierundzwanzig Stunden täglich für seine Schützlinge erreichbar und reißt sich für die Suchtberatung Arme und Beine aus.

Ob er die Kündigung wohl geahnt hat? Das würde zumindest seine anhaltende schlechte Laune erklären.

„Das tut mir sehr leid, Darling. Was machen wir denn jetzt?“

„*Wir* machen überhaupt nichts, *ich* werde im Selbstmitleid baden und mich betrinken. Ohne dich.“ Er holt sich noch ein paar weitere Flaschen Bier aus dem Kühlschrank und lässt mich stehen.

Ich brauche einen Moment, um seine erneute Zurückweisung zu verdauen, und schaue ihm sprachlos hinterher.

Eigentlich wollte ich ihm von dem seltsamen Typen erzählen, doch angesichts der Hiobsbotschaft lasse ich das lieber. Wenn ich ihm jetzt nachgehe und ihm seinen Freiraum nehme, wird er an die Decke gehen, was mit absoluter Sicherheit in einem Streit enden würde. Darauf kann ich gut verzichten. Sobald er sich beruhigt und den ersten Schock verarbeitet hat, werde ich das Gespräch mit ihm suchen. Bis dahin werde ich versuchen, eine Lösung wegen seines verlorenen Jobs zu finden. Ich werde mich morgen im Amt umhören, vielleicht ist oder wird bei uns ja eine Stelle frei.

• Kapitel 2

Grace

Wenn das noch einen Tag so weitergeht, drehe ich durch und erschieße Bram. Ich habe wirklich mein Bestes gegeben, Verständnis für ihn und seine Situation aufzubringen, doch meine Geduld ist nun am Ende. Ich kann nicht mehr.

Seit über einer Woche trägt er nun schon ein und denselben Jogginganzug, der mittlerweile von Fettflecken und Pizzasauce übersät ist, und verlässt das Bett nur, um sich etwas zu essen zu holen oder wenn er aufs Klo muss. Bram lässt sich vollkommen gehen, trägt nun einen Vollbart, und sogar Duschen wird seiner Meinung nach überbewertet. Das macht er nur im äußersten Notfall. Soll heißen, wenn er seinen eigenen Körpergeruch nicht mehr erträgt. Dass ich neben ihm schlafen und seinen Geruch ertragen muss, spielt für ihn keine Rolle. Mein Freund hat sich optisch und geruchstechnisch in einen Landstreicher verwandelt. Aber damit ist jetzt Schluss. Ich habe mir seinen Selbstmitleidstrip lange genug mitangesehen. Es ist an der Zeit, dass er den Hintern hochbekommt und etwas an seiner Lage ändert.

„Du räumst sofort das Schlafzimmer auf“, herrsche ich ihn an. „Ich bin nicht scharf darauf, dass unsere Nachbarn den Kammerjäger rufen, weil die Teller von ganz allein aus der Wohnung marschieren. Tust du es nicht, packe ich einen Koffer, rufe dir ein Uber und miete dich in einem Motel ein.“

„Immer locker, Babe. Ich mache später klar Schiff. Lass mich noch eben die Folge *Homeland* zu Ende gucken.“

„Nichts da.“ Ich gehe zum Fernseher und ziehe den Stecker. „Du bringst das Geschirr jetzt in die Küche. Die Serie läuft dir nicht weg, die Teller vermutlich schon.“ Ich stemme die Hände in die Hüften, um autoritärer zu wirken. „Übrigens, letzte Woche war ein ziemlich gruseliger Typ hier. Ein Miguel oder Carlos oder so. Ich habe total vergessen, dir davon zu erzählen. Sagt dir das etwas?“

Bram zuckt mit den Schultern. „Jepp, das war Carlos. Einer meiner ehemaligen Klienten. Er macht gerade einen Entzug und wollte bestimmt Nachschub des Drogensatzes. Nicht mehr mein Problem. Soll die Kirche das regeln.“

Die Gleichgültigkeit kaufe ich ihm nicht ab. Für gewöhnlich geht er für seine Schützlinge durchs Feuer und setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um ihnen zu helfen. Ich vermute, dass nur der verletzte Stolz aus ihm spricht. Allerdings beruhigt es mich, dass ich mit meinen Vermutungen richtiglag und Bram nicht in Schwierigkeiten steckt.

„Und jetzt lass mich in Ruhe. Meine Freundin zwingt mich nämlich gerade zum Aufräumen.“ Er wirft die Fernbedienung auf meine Seite des Bettes und hievt sich stöhnend hoch.

„Okay, ich bin schon weg. Wenn ich vom Einkaufen zurück bin, erwarte ich, dass das Schlafzimmer keine Müllkippe mehr ist.“

Ich verlasse den Raum, hänge mir im Flur die Handtasche über die Schulter, gehe aus dem Apartment und mache mich auf den Weg zur Subway. Draußen atme ich tief durch und inhaliere die frische Luft. Es ist ein schöner Herbsttag. Ich spüre, wie die Sonnenstrahlen mein Gesicht streifen, und genieße die angenehme Wärme auf meiner Haut. Der Ärger mit Bram legt sich mit jedem Schritt, den ich tue, was meine Stimmung hebt.

Eigentlich brauchen wir gar keine Lebensmittel, die habe ich bereits gestern besorgt. Ich habe nur nach einem

Vorwand gesucht, um die Wohnung zu verlassen. Wäre ich noch ein paar Minuten länger mit Bram dort gewesen, wäre ich explodiert.

Auch wenn ich meinen Freund sehr liebe und ihn und seine Situation durchaus verstehen kann, ändert das nichts daran, dass er mir auf die Nerven geht. Ich kann einfach nicht nachvollziehen, wie man sich so hängen lassen kann. Hätte man mich gefeuert, würde ich Tag und Nacht die Jobportale im Internet nach passenden Angeboten durchforsten. Übergangsweise würde ich vermutlich jede Art Arbeit annehmen, denn die Mieten in New York sind extrem hoch und ohne zwei feste Einkommen ist es nahezu unmöglich, das Apartment zu halten. Ich verdiene zwar nicht schlecht, habe noch ein bisschen Ersparnis auf der hohen Kante und könnte uns sicherlich eine Zeit allein durchbringen, aber eben nicht auf Dauer.

Deswegen würde es mich beruhigen, wenn Bram den Kopf aus dem Sand ziehen und nach vorn blicken würde. Ich kann mir vorstellen, wie hart ihn die Kündigung getroffen hat, mir hätte das auch den Boden unter den Füßen weggezogen, aber das Leben geht weiter. Die Welt hört nicht auf, sich zu drehen, nur weil Bram Richards ohne Job ist. Die Rechnungen flattern munter weiter ins Haus, und von mir aus könnte er einen Aushilfsjob als Kellner annehmen oder Toiletten putzen, um die Kosten zu decken, deswegen würde ich ihn nicht weniger respektieren. Die Hauptsache ist, dass er irgendetwas macht und seinen Alkoholkonsum herunterschraubt, sonst braucht er bald selbst einen Entzug.

Ich betrete den Bahnsteig der Metrostation und warte auf den Zug. Als er einfährt, geht das Gedränge los. Alle sind in Eile, jeder will der Erste im Zug sein. Das hat zur Folge, dass sich an der Subwaytür eine absurde Szenerie ergibt, denn die, die reinwollen, versperren denen, die rauswollen, den Weg, und schon geht gar nichts mehr. Jeder scheint zu glauben, dass das die letzte, also wirklich

die allerletzte Subway ist, die heute noch fährt. Der ganz normale Großstadtwahnsinn.

Das Erste, was mir in der rappendvollen Bahn auffällt, nachdem ich eingetreten bin, ist, dass es ungemein stickig ist. Es riecht nach einer Mischung aus Schweiß und diversen Parfümsorten, was nichts für mein empfindliches Näschen ist. Ich stehe eingequetscht zwischen zwei Abteilen und werde mit dem Rücken gegen die Trennwand gedrückt. An der nächsten Haltestelle wird es noch voller. Eine Frau in einem weinroten Mantel quetscht sich ohne Rücksicht durch die Menschenmenge, stellt sich neben mich und wackelt mit dem Po, um mich zu vertreiben und sich Platz zu verschaffen. Mit ihren perfekt manikürten Fingernägeln tippt sie auf dem Display ihres Smartphones herum und bohrt mir dabei ihren Ellenbogen in die Seite.

An der *Fifth Avenue Bryant Park Station* in Midtown Manhattan reicht es mir und ich steige aus. Anstatt mich in der Metro platt drücken zu lassen, beschließe ich, mir den Tag mit einer kleinen Shoppingtour zu versüßen, und betrete das nächstgelegene Geschäft.

Vier Stunden später kehre ich, mit unzähligen Tüten beladen und schmerzenden Füßen, in unser Apartment zurück. Nachdem ich mir die Ballerinas von den Füßen gestreift und die Einkaufstüten abgestellt habe, kräusele ich verwundert die Nase. Die Wohnung ist so sauber wie schon lange nicht mehr. Es duftet nach Reiniger und frischer Luft und sogar die Schuhe stehen ordentlich nach Farben sortiert neben der Garderobe.

Heiliger Bimbam! Bin ich vielleicht im falschen Apartment? Habe ich mich in der Tür geirrt? Ich kann mich nicht daran erinnern, dass Bram jemals einen Putzlappen in die Hand genommen und sich an der Hausarbeit beteiligt hat. Das ist eine absolute Premiere.

„Hi, Butterblümchen“, begrüßt er mich, als er aus der Küche kommt. Er eilt auf mich zu und drückt mir einen langen Kuss auf die Lippen. „Hattest du einen schönen

Nachmittag? Soll ich dir die Tüten ins Schlafzimmer tragen und uns einen Cappuccino machen? Mit ganz viel Milchschaum, wie du es am liebsten hast?“

Butterblümchen? So nennt er mich nur, wenn er Sex will. Seit einer halben Ewigkeit habe ich den Kosenamen nicht mehr aus seinem Mund gehört. Ich will mich keineswegs darüber beschweren, dass er scheinbar sehr zufrieden zu sein scheint, ich bin nur ziemlich überrascht.

Woher kommt plötzlich die gute Laune? Vor ein paar Stunden war er noch eine unausstehliche Miesmuschel und nun ist er die Fröhlichkeit in Person.

Erst jetzt fällt mir auf, dass er sich rasiert hat, normale Klamotten trägt und unheimlich gut duftet. Er hat das Parfüm aufgetragen, das er sonst nur zu besonderen Anlässen, wie Weihnachten oder an Geburtstagen, benutzt und das ich so sehr liebe. Es ist eine betörende Mischung aus Moschus und Männlichkeit.

„Habe ich etwas verpasst?“, frage ich ihn und ziehe misstrauisch die Augenbrauen in die Höhe. Für gewöhnlich folgen auf seine Nettigkeiten nämlich Forderungen.

„Ich habe einen Job, Sweetie. Kaum, dass du aus der Tür warst, hat sich mein ehemaliger Chef gemeldet, um mir zu sagen, dass die Nachbargemeinde einen Streetworker sucht. Er hat mir die Kontaktdaten des Personalverantwortlichen gegeben, woraufhin ich dort angerufen und den Job bekommen habe.“

„Wie? Einfach so? Ohne Bewerbung und Vorstellungsgespräch?“

„Genau, einfach so“, bestätigt er. „Die *Trinity Queens Church* verlässt sich auf die Empfehlung meines ehemaligen Arbeitgebers. Ich war auch erstaunt, habe es aber nicht weiter hinterfragt. Die Bezahlung ist überdurchschnittlich, die Rahmenbedingungen besser als je zuvor. In der kommenden Woche erledigen wir den Papierkram, damit ich im neuen Monat anfangen kann.“

„Das ist großartig. Ich freue mich für dich. Herzlichen Glückwunsch, Bram.“

„Und ich mich erst.“ Brams Augen strahlen. Es ist das erste Mal seit seiner Kündigung. „Um das zu feiern, gehen wir aus. Im *Liberty* spielt heute diese Indie-Rockband, die du so gerne magst. Los, mach dich hübsch, und dann lass uns die Nacht zum Tag machen.“

Bevor ich ihm sagen kann, dass ich zu müde zum Weggehen bin beziehungsweise den Tag lieber mit einem leckeren Essen, Kerzenlicht, einem Glas Wein und leidenschaftlichem Sex ausklingen lassen würde, legt er auch schon seine Hände auf meine Hüften, zieht mich zu sich heran und küsst mich. Sobald sich unsere Lippen berühren und miteinander verschmelzen, vergesse ich die schweren Beine und die schmerzenden Füße und konzentriere mich ausschließlich auf das Genießen. Immerhin ist das der erste richtige Kuss seit Wochen.

Als er sich von mir löst, hüpfert mein Herz in der Brust ganz aufgeregt auf und ab. Er schenkt mir ein Lächeln, das mir eine prickelnde Gänsehaut am ganzen Körper beschert. Ich fühle mich zu ihm hingezogen wie schon lange nicht mehr. Von mir aus könnten wir noch stundenlang im Flur stehen und einander küssen.

Weil ich seine Pläne aber nicht durchkreuzen oder ihm die gute Laune verderben möchte, hauche ich ihm ein letztes Küsschen auf die Wange, gehe anschließend ins Schlafzimmer und mache mich für den Abend zurecht.

Vor dem Kleiderschrank stehend, entscheide ich mich für mein absolutes Lieblingsoutfit: ein kurzes, eng sitzendes schwarzes Minikleid mit Neckholderträger und tiefem Ausschnitt, der meine kleinen Brüste ein bisschen größer wirken lässt. Dazu wähle ich passende High Heels.

Nachdem ich mich umgezogen, Jeans und Rollkragenpullover gegen den Ausgedress eingetauscht habe, stecke ich vor dem Spiegel meine schulterlangen blonden Haare am Hinterkopf locker zu einem Dutt

zusammen und betone meine hellblauen Augen mit einem Kajalstift sowie nudefarbenem Lidschatten.

Ich betrachte mich von allen Seiten und bin mit der Stylingaktion zufrieden. Dank der High Heels und der vorteilhaften Länge des Kleides kommen meine schlanken Beine besonders gut zur Geltung. Generell trage ich gern hohe Schuhe, da ich leider eher klein geraten bin. Mit meiner Größe von knapp einem Meter sechzig liege ich unter dem Durchschnitt, aber das stört mich nicht. Dafür habe ich andere Vorzüge, wie zum Beispiel eine Figur mit Rundungen an den richtigen Stellen. An mir selbst mag ich besonders die vollen Lippen und meinen wohlproportionierten Popo.

„Brauchst du noch lange, Grace?“, ruft Bram ungeduldig ins Schlafzimmer. „Wir sollten los, wenn wir die Band nicht verpassen wollen.“

„Ich komme“, erwidere ich und verlasse den Raum.

Da Bram zu geizig für ein Uber ist und das Wetter mitspielt, gehen wir zu Fuß. Dem Himmel sei Dank ist der Club nur ein paar Häuserblocks von unserem Apartment entfernt. Andernfalls hätte ich die Schuhwahl noch einmal überdenken oder Bram umstimmen müssen.

Hand in Hand schlendern wir über den Gehsteig. Mit ineinander verschränkten Fingern sind wir schon lange nicht mehr spaziert. Mir hat das echt gefehlt. Genauso wie ich unsere Unterhaltungen, Zärtlichkeiten und gemeinsamen Unternehmungen vermisst habe. So sehr, dass ich immer mal wieder an unserer Beziehung gezweifelt habe. Und das nicht, weil Bram ein unausstehlicher Miesepeter war, sondern hauptsächlich, weil ich das Gefühl nicht abschütteln konnte, dass wir uns voneinander entfernt haben. Aber jetzt, in einem Moment wie diesem, ist von den Zweifeln nichts mehr zu spüren. Nun fühle ich das Band der Liebe zwischen uns wieder ganz deutlich.

Trotzdem kann ich die Zweisamkeit nur bedingt genießen, weil Bram mich ganz nervös macht. Immer wieder starrt er auf sein Handy. Beinahe im Minutentakt holt er es aus der Hosentasche und mustert mit zusammengekniffenen Augenbrauen das Display.

„Erwartest du noch ein Anruf?“, erkundige ich mich seufzend.

„Nee, nee, Quatsch. Ich glaube, der Akku ist hinüber, es vibriert die ganze Zeit“, sagt er und steckt das Handy wieder weg. „Was hältst du davon, wenn wir den Club und die Band sausen lassen und stattdessen in den Park gehen? Ich habe Lust, mit dir auf einer Parkbank zu sitzen, den Sternenhimmel anzuschauen und ein bisschen rumzumachen. Du siehst in dem Kleid rattenscharf aus, Butterblümchen. Seitdem wir die Wohnung verlassen haben, habe ich einen Ständer. Na, was ist? Hast du Lust?“

Ich hebe eine Augenbraue und schaue ihn skeptisch an. Er verhält sich eigenartig und völlig untypisch.

Seit wann hat er ein Faible für öffentliches Rummachen? Immer wenn ich die Bitte geäußert habe, etwas Neues auszuprobieren, hat er mich vertröstet oder ich bin direkt abgeblitzt. Er hat mir in aller Deutlichkeit zu verstehen gegeben, dass er ein Freund von Altbewährtem und mit der Missionars- und Reiterstellung mehr als zufrieden ist.

Ich schätze, dass ihn meine Wünsche überfordert haben. Seitdem ich *Shades of Grey* gelesen habe, macht sich immer öfter der Wunsch in mir breit, von einem Mann auf eine andere Weise angefasst zu werden. Mir würde es, glaube ich, sehr gefallen, wenn Bram zwischendurch eine härtere Gangart einlegen, seine Hand auf mein Hinterteil niedersausen lassen oder mir Befehle erteilen würde. Die Vorstellung, von einem Mann dominiert und gefesselt, aber nicht erniedrigt zu werden, macht mich scharf. Vielleicht würde mir das den nötigen Kick verschaffen, loszulassen und zum Höhepunkt zu kommen.

Ich meine, ich erwarte ja nichts völlig Unmögliches, wie den Besuch eines Swingerclubs mit Partnertausch oder von zwei Männern gleichzeitig penetriert zu werden, sondern lediglich etwas mehr Würze. Unser Sex läuft nämlich immer nach demselben Schema ab. Wir küssen uns und streicheln einander, bis Bram sich auf mich legt, in mich hineingleitet und sanft in Besitz nimmt. Es wäre schon ein Highlight, wenn er mich mal mit dem Mund verwöhnen würde. Ich würde so gern seine Zunge auf meiner Klitoris spüren oder seine Lippen, die an meiner Pussy saugen und knabbern. Dazu wird es aber wohl nie kommen, denn Bram findet es abstoßend, mich oral zu befriedigen. Als ich ihn vor ein paar Monaten bat, meine Pussy zu lecken, ist er vor Ekel fast aus dem Bett gefallen.

„Okay, warum nicht?“, nutze ich die Chance, die sich mir bietet, bevor er einen Rückzieher machen kann, und freue mich über die willkommene Abwechslung.

„Perfekt.“ Er drückt meine Hand und wir schlagen einen anderen Weg ein.

Im Park angekommen, setzen wir uns auf eine Bank abseits der Spazierwege. Es ist stockduster, da die Stadt nach zehn Uhr am Abend die Wegbeleuchtung ausschaltet. Und obwohl die Kriminalitätsrate in New York sehr hoch ist, habe ich trotzdem keine Angst. Bram hat einen Arm um meine Schultern gelegt und streichelt mir mit den Fingern zärtlich über den Oberarm, was mir ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit vermittelt. Wir beide haben den Kopf in den Nacken gelegt und schauen die Sterne an, die hell und satt am Himmel leuchten.

„Sieh mal, da ist der Große Wagen“, sage ich und deute auf das Sternbild.

„Und direkt daneben der Kleine“, meint Bram, zieht mich enger an sich heran, legt eine Hand an meine Wange und streicht mir eine lose Haarsträhne aus dem Gesicht. „Es tut mir leid, dass ich in letzter Zeit so ein Arschloch war. Ich habe es dir nicht oft gezeigt, aber ich liebe dich,

Grace. Du bist die Liebe meines Lebens“, sagt er und lässt seine Lippen auf meine gleiten.

Wir küssen uns lange und mir geht das Herz dabei auf, so schön ist es. Bram drückt sich gegen mich und fährt mit einer Hand über meinen Rücken. Der Kuss wird immer inniger und tiefer. In meinem Kopf dreht sich alles und jedes Nervenende in meinem Körper zischt und prickelt.

Plötzlich höre ich das laute Brechen von Ästen hinter uns, weshalb ich erschrocken die Luft einsauge, zusammenzucke und den Kuss beende. „Was war das?“

„Bestimmt bloß eine Eichhörnchenfamilie oder ein wildes Kaninchen auf der Suche nach Futter“, versucht er mich zu beruhigen und streichelt mir über den Rücken.

Erneut höre ich ein Knacken und Rascheln in unserem Rücken. Ich schaue über die Schulter, sehe aber nichts weiter als Dunkelheit und die Silhouetten der Bäume. Dennoch beschleicht mich ein ungutes Gefühl.

„Lass uns bitte gehen, Bram. Der Park ist gruselig bei Nacht. Wir können genauso gut zu Hause Spaß miteinander haben und außerdem ist das Bett viel bequemer als diese Parkbank.“

Kaum, dass ich den Satz beendet habe, wird mir von hinten etwas über den Kopf gestülpt und eine Schlinge an meinem Hals zugezogen, woraufhin Panik in mir ausbricht. Ich fühle Hände auf meinen Schultern, die mich festhalten, als ich zu strampeln beginne.

„Oh mein Gott, Grace!“, ruft Bram. Seine Stimme ist belegt und ich höre deutlich die Verzweiflung heraus.

Kurz darauf schreit er schmerzerfüllt auf, und ich vermute, dass man ihn niedergeschlagen hat, denn ich vernehme das Geräusch eines Körpers, der zu Boden fällt.

„Bram! Bram!“ Trotz meiner eigenen bescheidenen Lage gilt meine ganze Sorge meinem Freund. „Bitte sprich mit mir. Bist du in Ordnung?“

Tränen schießen mir in die Augen, als ich keine Antwort erhalte. Mir schlägt das Herz bis zum Hals, panische Angst

schnürt mir die Kehle zu und das Atmen fällt mir schwer. Doch ich gebe nicht so leicht auf und kämpfe gegen die Person an, die mich festhält und auf die Bank drückt.

Als ich um mich schlage und mir den Sack vom Kopf zu reißen versuche, spüre ich plötzlich einen Stich in meinem Hals. Gleich darauf überkommt mich Benommenheit. Ich kann mich nicht mehr bewegen, bin wie gelähmt und verliere langsam das Bewusstsein. Ich versuche mit aller Macht, mich dagegen zu wehren, bin aber chancenlos. Die Dunkelheit ergreift von mir Besitz und trägt mich mit sich fort.

• Kapitel 3

Grace

Als ich wieder zu mir komme und stöhnend die Augen öffne, stelle ich fest, dass ich auf einem Betonfußboden liege, der nach Fäkalien riecht. Ich schreke hoch und bereue die ruckartige Bewegung sofort, da mir im selben Moment schwindelig wird. Mein Kopf pocht wie verrückt und bittere Galle steigt mir die Speiseröhre hoch. Der Raum beginnt sich zu drehen, meine Sicht verschwimmt. Ich versuche, mich zu beruhigen, meine immer schneller gehende Atmung zu kontrollieren.

Während ich mich auf das Ein- und Ausatmen konzentriere, wie ich es beim Yoga gelernt habe, überrollt mich die Erinnerung an den Vorfall im Park wie ein Schwertransporter. Eiskalte Schauer jagen durch meinen bibbernden Körper. Die Kälte dringt bis tief meine Knochen. Meine Zähne schlagen so unkoordiniert aufeinander, dass ich Angst um meine Zungenspitze habe, aber ich kann es nicht abstellen.

Träume ich? Spielt mir mein Kopf einen Streich oder bin ich wirklich entführt und in ein Kellerloch geworfen worden?

Als ich mir an den Hals fasse und einen schmerzenden Knubbel seitlich auf Höhe des Kinns spüre, weiß ich, dass ich tatsächlich mit einer Injektion außer Gefecht gesetzt wurde.

Jetzt wird mir richtig schlecht. Ich beuge mich nach vorn, schlage mir eine Hand vor den Mund und beginne zu würgen. Mein Magen pocht darauf, entleert zu werden. Ich beuge mich nach vorn und übergebe mich auf den Fußboden. Als das Würgen nachlässt und keine Flüssigkeit

mehr kommt, steigt mir erneut der beißende Gestank von Urin in die Nase. Wie auf Kommando verkrampft sich mein Bauch erneut und ich würgen und würgen, allerdings ist mein Magen mittlerweile leer und es kommt nichts mehr heraus. Kraftlos lehne ich den Hinterkopf gegen die feuchte Wand hinter meinem Rücken und atme tief durch.

Als sich mein Magen endlich wieder beruhigt hat, schaue ich mich um und stelle fest, dass ich mich in einem Kellerraum befinde. Es ist zwar dunkel hier drin, aber durch ein mit dicken Eisenstäben vergittertes Fenster fällt etwas Mondlicht herein. Von der Decke meines Gefängnisses tropft Wasser, von den Wänden ist der Putz abgeplatzt und überall sind Schimmel- und Stockflecken. Außer einer alten, versifften Matratze befinden sich keine Möbel in dem Raum.

Wieso bin ich hier? Warum hat man mich betäubt und entführt? Bei mir gibt es kein Geld zu holen. Ich habe zwar ein bisschen was angespart, doch bei Weitem nicht genug, um eine Straftat wie diese rechtfertigen zu können. Niemand würde für zehntausend Dollar das Risiko eingehen, für eine lange Zeit in den Knast zu wandern.

Und Feinde habe ich auch nicht. Na ja, zumindest keine im ernst zu nehmenden Sinn. Natürlich kommt es vor, dass ich von einem Familienvater, dem ich das Sorgerecht entziehen musste, bedroht und beleidigt werde, aber das gehört in meinem Job zum Alltag.

Meine Gedanken überschlagen sich. Hat sich nur jemand einen Scherz - zugegeben einen ziemlich schlechten - erlaubt oder ist die Lage ernst? So ernst, dass ich um mein Leben fürchten muss? Wird man mich foltern, vergewaltigen oder töten?

Egal wie ich es drehe und wende, ich verstehe den Sinn hinter meiner Entführung einfach nicht. Ich bin eine bedeutungslose, für meine Mitmenschen unsichtbare Frau. Ohne Freunde, ohne Familie. Ich habe mir weder etwas zuschulden kommen lassen, noch falle ich sonst irgendwie

auf. Ich bin noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten, habe noch nie einen Strafzettel bekommen, bezahle immer pünktlich die Miete und meide im Allgemeinen Konfrontationen. Auf der Arbeit versuche ich es allen recht zu machen, indem ich Fehler meiner Kollegen ausbügeln, bereitwillig Überstunden schiebe und mich nie über aufgebrummte Mehrarbeit beschwere, ebenso wie im privaten Bereich. Damit meine ich, dass ich Bram ständig seinen Kram hinterherräume, ohne mich zu beschweren, die Wohnung alleine sauber halte und mich nie beklage, wenn mein Freund ausgeht. Und das macht er in letzter Zeit ziemlich oft. Das Apartment verlasse ich nur für den Job und zum Einkaufen. Ich bin ein gänzlich unbeschriebenes Blatt.

Vielleicht bin ich bloß ein zufälliges Opfer, das zur falschen Zeit am falschen Ort war. Bei meinem Glück bin ich an einen kranken Sadisten geraten, den es aufgeilt, Frauen zu misshandeln und zu quälen. Vielleicht an eine Person, die sich gezielt Opfer wie mich aussucht, deren Verschwinden niemanden interessiert.

Je intensiver ich über die Möglichkeit nachdenke, dass man mich umbringen könnte, desto panischer werde ich. Ich bin noch nicht bereit, zu sterben, es liegt noch so viel vor mir. In fünf Jahren werde ich dreißig und möchte das Jubiläum mit einem Urlaub auf den Seychellen feiern, irgendwann will ich heiraten, Kinder bekommen und ein Haus bauen. Außerdem möchte ich, wenn ich von dieser Welt gehen muss, nicht in einem schmuddeligen, abgerockten, nach Urin stinkenden Loch dahinscheiden.

Ich hebe den Kopf, sodass mein Blick auf die Tür fällt, und rappele mich hoch. Mit weichen Knien und Beinen wanke ich auf sie zu, rüttele an dem Türknauf und hämmere mit den Fäusten auf das Holz ein. Da sie sich weder öffnen lässt noch unter den Schlägen nachgibt, werfe ich mich mit der Schulter voran mehrmals dagegen,

bis ich irgendwann nicht mehr kann und unter Schmerzen aufgeben muss.

Mir rinnen Sturzbäche an Tränen über die Wange, meine Schulter brennt wie Feuer. Bestimmt habe ich sie mir bei dem aussichtslosen Fluchtversuch verstaucht oder angebrochen. Am Ende meiner Kräfte sinke ich zu Boden, winkele die Beine an, schlinge die Arme um meine Knie und bette den Kopf darauf. Lange Zeit sitze ich starr auf dem Fußboden und nehme die Umgebung mittlerweile nur noch wie durch einen vernebelten Schleier wahr. Selbst das Tropfgeräusch des von der Decke plätschernden Wassers dringt nur noch wie durch Watte an meine Ohren.

Da ich die Serie *Navy CIS* durchgesehen habe und ein absoluter Kopfmensch bin, der viele Statistiken liest, weiß ich, dass Entführungen in neunzig Prozent der Fälle kein Happy End haben. Natürlich sollte man das, was im Fernsehen gezeigt wird, nicht für bare Münze nehmen, ich vertraue aber den veröffentlichten Zahlen des FBI. Meine Chancen stehen demnach ziemlich schlecht. Wieso sollte ausgerechnet ich zu den zehn Prozent gehören, die befreit werden? Zumal ich das Glück nicht unbedingt gepachtet habe.

Die Ungewissheit macht mich fertig. Es ist die Hölle, nicht zu wissen, wie es weitergeht. Aber vielleicht ist es auch besser so. Wenn ich in die Zukunft sehen könnte und wüsste, was mir bevorsteht, würde ich vermutlich gänzlich die Nerven verlieren.

Plötzlich höre ich Schritte, kurz darauf wird die Tür zu meinem Gefängnis geöffnet und ein großer, schwarzer Schatten fällt auf mich herab. Instinktiv krieche ich rückwärts, bis ich mit dem Rücken gegen eine Wand pralle.

„Bitte, lassen Sie mich gehen“, flehe ich mit trockener Kehle.

Als die Silhouette auf mich zukommt, erkenne ich einen großen, breitschultrigen Mann. Er sieht Furcht einflößend und wütend aus, trägt eine Schusswaffe an seinem Gürtel